

SOMMER-SERIE



Mit 36 Jahren Berufspraxis hört Marcus Wyrsh jede noch so kleine Klangdifferenz per Klopfen. Bilder Sybille Meier



Auch das Verkürzen der «Seele» ist eine Arbeit im Zehntelmillimeterbereich.



Die Arbeit am Erbe vergangener Zeiten lässt Redaktor Florian Schaefer zuweilen zögern.



Die Dicke der Decke ist massgebend für den Klang eines Streichinstrumentes.



Der Steg wird nicht mit Leim befestigt, sondern wird allein durch die Saiten in der Position gehalten.

Das Leben hören

Violinen seien wie Diven, sagt Marcus Wyrsh. Sie atmen, leben, entwickeln sich, erreichen mit 80 Jahren ihren musikalischen Zenit und werden mit dem Alter sensibler. Ein bis zwei neue Instrumente erschafft der Bülacher Meister in einem Jahr; weitaus öfter arbeitet er an Restaurationen und Reparaturen.

So klein Bülachs Altstadt auch sein mag, hat sie doch den einen oder anderen Winkel, in dem man sich vor den Oberflächlichkeiten des Lebens verstecken kann. Das Atelier von Marcus Wyrsh würde nirgends besser hinpassen; der Geigenbauer befasst sich mit Streichinstrumenten wie Violinen, Bratschen oder Celli, die oft in anderen Jahrhunderten erbaut worden sind. Er

mehr das Dosieren des Drucks, mit dem man das historische Instrument stabilisieren soll – die Decke einer Geige ist wesentlich dünner, als der Laie es hätte vermuten können. Doch irgendwann hat man den Bogen schon raus.

Im grossen Schrank mit den gläsernen Schiebetüren hängen gut zwei Dutzend Geigen, darunter zwei fast weisse; Wyrshs aktuelle Neukreationen, hell, weil noch unlackiert. Auch was der Geigenbauer neu erschafft, ist eine Art des Bewahrens, denn jedes Instrument basiert auf den Vorlagen der italienischen Meister des 17. und 18. Jahrhunderts; da fallen die ganz grossen Namen wie Amati, Guadagnini, Stradivari; «dieses Instrument hier habe ich nach Guarneri gebaut», sagt Marcus Wyrsh. «Es ist meine persönliche Interpretation der «Cannone Guarnerius»; jenes Lieblingsinstruments also von Niccolò Paganini, gebaut um 1743.

Mehr als zwei Instrumente baut der Bülacher nicht – pro Jahr; in der Regel Auftragsarbeiten für Profimusiker, deren ganz bestimmte Klangvorstellungen er in 200 Arbeitsstunden umsetzt, den Lackierungsprozess nach dem Einspielen durch den Kunden nicht mit eingerechnet. Und



repariert und restauriert, nimmt Réglagen bei Instrumenten vor; handwerkliche Arbeiten mit der Geschichte, mit Leben, sagt er.

«Dass man eine Geige so weit wie nur möglich im Originalzustand belassen will, hat auch mit der Wertschätzung zu tun, die man dem Erbauer entgegenbringt», sagt er, während er mit einem Zehntelmass die Dicke einer Geigendecke vermisst. Baujahr 1850 aus dem Hause Hopf (Deutschland). Wenn sie fertig restauriert ist, hat sie einen Wert von etwa 15 000 Franken. «Ich ersetze nichts, was nicht nötig ist.» Restaurieren, das heisst immer auch bewahren – und genau darum ist das Unterfangen derart zeitintensiv.

Wyrsh hebt die Geigendecke hoch, hält sie an sein rechtes Ohr und klopft daran herum. Der Eigenklang des Materials ist ein ganz zentrales Element für den Charakter jedes einzelnen Instruments. Jetzt, in der Sommerzeit, habe er nicht weniger zu tun, sondern im Gegenteil, ganz besonders volle Auftragsbücher. «Viele Berufsmusiker fahren in den Urlaub und bringen ihre Geige derweil für kleinere Anpassungen oder Wartungsarbeiten vorbei.»

Viel Elektronik ist auf dem grossen Arbeitstisch in der Mitte des Raumes nicht zu finden. Zahllose kleinere Hero-Gläschen mit Lacken, ein paar Stege und Stimmstöcke liegen da, ein kleiner Herd mit Pfanne, um den Knochenleim zu erhitzen, einige kleine, handliche Werkzeuge anstelle elektronischer Gerätschaften – und an der einen Wand aufgereiht die offenen «Patienten», da ein Riss in der Geigendecke, dort kleinere Mängel, hier ein Instrument, dessen Klang etwas korrigiert werden müsste, ein jedes ein Unikat, die Preisskala «nach oben offen», wie Wyrsh es ausdrückt.

Ärmel hochkrepeln und rein ins Getümmel ist nicht, denn ein Geigenatelier ist schliesslich keine Schreinerei. Und wie sich ein Schreiberling mit zwei linken Händen als Nachmittagspraktikant in Geigenrestauration versuchen will, ist er schon nach zwei Minuten auf der Suche nach einer Randtätigkeit, bei der er möglichst nichts kaputt machen kann.

Nach vorgängiger Instruktion führt er einen fingerkuppengrossen Hobel dem Bassbalken entlang, bis die rundgelockten Späne auf das ausgebreitete Tuch fallen; dabei stellt man sehr schnell fest, dass weniger das Hobeln an sich grosse Schwierigkeiten bereitet als viel

«Beim Spiel bewegt sich das Instrument; das ist sein Atem.»

die reine Herstellung ist nicht das Einzige, was beim Geigenbau Zeit in Anspruch nimmt. «Jedes Holz, das ich zum Bau verwende, hat 15 bis 20 Jahre im Atelierkeller gelagert.» Wenn Wyrsh die Holzplatten ans Ohr hält und darauf klopft, um den Eigenklang des Ahorns für Geigenboden und Zargen und der Fichte für die Deckel zu erhören, bekommt man eine Teilantwort auf die Frage, warum eine Violine mehr ist als die Summe ihrer 72 Einzelteile.

«Für mich sind Streichinstrumente wie Lebewesen», sagt Wyrsh. «Ein neues Instrument klingt wie ein junger Mensch; bei jedem Spielen bewegt sich das Instrument; das ist wie eine Art Atembewegung, das Holz arbeitet», versucht er, eine ganze Wissenschaft in wenige Sätze zu packen. «Ich würde sagen, nach etwa 80 Jahren erreicht eine Geige ihren Klangzenit.»

Mit dem Alter würden Instrumente zu eigentlichen Diven, schmunzelt der Fachmann. «Durch die Vibrationen verliert das Holz an Substanz, und die Geige wird sensibler, reagiert anders auf Umwelteinflüsse wie Temperaturschwankungen oder Feuchtigkeit.»

Die Lebenserwartung einer Violine, immer vorausgesetzt, der Besitzer pflegt sie richtig und lässt sie nicht auf dem Dachboden verstauben, liege denn auch wesentlich höher als etwa diejenige eines Klaviers.

Nur vom Instrumentenbau allein könne er längst nicht leben, sagt der Meister. 60 Prozent des Tagesgeschäfts machten Unterhaltsarbeiten und kleinere Reparaturen aus; Saiten wechseln, Wirbel schmieren, Bogen neu bespannen. Daneben generiert sein Einmannbetrieb auch Umsatz mit der Vermietung von Instrumenten an Violinschüler der Region und, zu einem weiteren Teil, mit dem An- und Verkauf.

«Ich habe es nie bereut, dass ich damals zuerst das KV gemacht habe», sagt Wyrsh und bindet sich seine Lederschürze um. Das Handwerk selber hat er in der Geigenbauerstadt Cremona in der Lombardei gelernt; fünf Jahre hatte er da zugebracht. «In Brienz hätte es auch eine Möglichkeit gegeben, aber mir hat die Arbeitsweise der Norditaliener besser entsprochen; diese gewisse Nonchalance halt.» Seine Studien hat er später bei Musik Hug und Jecklin in Zürich fortgesetzt, bevor er sich vor 36 Jahren selbstständig gemacht hat.

«Die wichtigste Ausbildung ist noch immer die Erfahrung», sagt er heute. Ob man selber eine Geige baut oder ein Instrument wieder instand stellt, die eigentliche Kunst des Handwerks bestehe im Kern darin, Decke und Boden optimal aufeinander abzustimmen. «Weil man das schlicht hören muss, braucht es dazu die Jahre der Empirie.» Auch das ist nichts, was ein ZU-Redaktor an einem Nachmittag aufholen könnte.

Inzwischen hat sich der Geigenbauer wieder auf seinen Werkstattstuhl gesetzt und nimmt feine Korrekturen an einem Stimmstock vor. Das unscheinbare Fichtenhölzchen hat einen Durchmesser von etwa sechs Millimetern, wird als «Seele» der Violine bezeichnet und ist ein weiteres Beispiel dafür, mit wie viel Feinarbeit der Instrumentenbau verbunden ist. «Der Ton wird an der Seite erzeugt und gelangt über diese «Seele» erst zum Boden des Korpus und dann hoch zur Decke», erläutert Wyrsh.

Ein Stimmstock wird nicht etwa angeleimt – er wird durch das F-Loch der Decke eingebracht und zwischen Decke und Boden eingeklemmt. Ist die «Seele» zu lang, kann sie das Holz beschädigen, ist sie zu kurz, hält sie sich nicht in Position – «vor allem aber hat der Stimmstock einen grossen Einfluss auf den Klang des Instruments», sagt Wyrsh, während er die «Seele» mit einem kurzen Messer um ein paar Zehntelmillimeter verkürzt. Setzt man ihn näher ans F-Loch, wird der Klang tendenziell klarer und heller, versetzt man ihn weiter nach hinten, klingt das Instrument weicher und wärmer. Am Ende aber hängt der Klang von einer ganzen Palette anderer Faktoren ab, unter anderem vom verwendeten Material. Florian Schaefer

BERUFSWECHSEL

Im Rahmen der Sommerserie hat ZU-Redaktor Florian Schaefer einen Nachmittag lang die Werkstattluft des Bülacher Geigenbauers Marcus Wyrsh geschnuppert. In dieser Serie, die noch bis zum 15. August dauert, schlüpfen Mitarbeiter dieser Zeitung in andere Berufe und berichten jeweils in der Dienstags- und Freitagsausgabe darüber. red